

## Teil 1



### Onkel Rudolf stirbt unerwartet

*Dienstag, 1. Dezember*

Vor drei Tagen habe ich erfahren, wie Onkel Rudolf tatsächlich gestorben ist. Man hat seine Leiche im Beyenburger Stausee gefunden. Meine Eltern haben mich beschworen, das für mich zu behalten, denn in unserem Stadtteil können Neuigkeiten schnell die Runde machen. Und die genauen Umstände sind noch nicht geklärt. Man will die Obduktion abwarten, heißt es.

Mit der Aufklärung des Falles ist der Vater meines besten Freundes Frederick betraut. Er ist bei der Polizei. Aber falls Onkel Rudolf nicht eines natürlichen Todes gestorben ist, wer hat ihn auf dem Gewissen? Soll es in unserer Familie womöglich einen Mörder geben? Oft sollen die Täter bei einem Mord ja im familiären Umfeld zu finden sein. Sagt zumindestens Fredericks Vater. Das kann einfach nicht sein. Meine eigene

Familie jedenfalls – das sind Mama, Papa und meine Schwester Klara – scheiden schon mal aus, das ist klar! Und meiner Verwandtschaft traue ich so etwas jetzt auch nicht zu. Oder wer kommt sonst noch infrage?

Hier scheint alles so schön friedlich, kaum jemand würde vermuten, dass hier ein Verbrechen überhaupt möglich ist. Ich wohne mit meiner Familie in dem idyllischen Beyenburg. Weil das Örtchen, das 1929 in die Bergische Stadt Wuppertal eingemeindet wurde, zu unwichtig war, zerstörten keine Bombenangriffe im Krieg die Häuser.

Die Kirchen, die Fachwerk- und Schieferhäuser und die Höfe sind erhalten geblieben. Die alles beherrschende Farbe in unserem entlegenen Stadtteil ist neben einem unschuldigen Weiß ein hoffnungsfrohes Bergischgrün. Angefangen bei Türen und Fensterläden über Zäune und Laternen bis hin zu Giebeln und Briefkästen – nicht zu vergessen Blumenkästen und Bänke – ist die Lieblingsfarbe der Beyenburger Grün! Diese Farbe passt auch ganz hervorragend zu der Landschaft, denn grün sind auch die sanften Hügel, die den Ort mit dem See im Zentrum umgeben. Auf ihnen grasen Kühe und Schafe und auf dem See schwimmen ein paar Schwäne.

Es gab in der Gegend sogar mal eine echte Burg und echte Grafen, mit einigen Häusern und einer Wassermühle am Weiher, aber die Burg wurde leider nach ihrer Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg nicht mehr aufgebaut, was ich persönlich sehr schade finde. In der Nähe einer Burg zu leben, stelle ich mir super vor. Aber, na ja! Abgesehen von der nicht mehr vorhandenen Burg, gibt es hier also Idylle pur, aber doch keine ungeklärten Todesfälle!

Seit einigen Tagen spielt das Wetter verrückt und begräbt die Landschaft im Ort unter einer dicken weißen Schneedecke. Es schneit ununterbrochen und gestern mussten wir knietief im Schnee zum Grab meines Onkels waten. Ich bekam deswegen schulfrei. Es wurde eine kurze Zeremonie. Vermutlich auch wegen der Kälte. Nur wenige kamen zur Beerdigung. Viele Freunde hat Onkel Rudolf wohl nicht. Er hat ein Vermögen mit seiner Firma gemacht, aber er galt immer schon als Geizkragen. Auch zu uns ist er nie besonders großzügig gewesen.

Meine Tante Mathilda, seine Frau, weinte still in ihr Taschentuch. Meine Mutter drückte ihr die Hand und mein Vater hielt den Schirm über sie. Onkel Oskar und Tante Annette sahen betreten zu Boden und Onkel Paul legte den Kranz neben das offene Grab. Pfarrer Abels ratterte die Rede ziemlich herunter und schaute dabei demonstrativ auf die Uhr.

Meine Mutter hat es nachher missbilligend erwähnt. Sie ist eine von Onkel Rudolfs sehr viel jüngeren Schwestern und war völlig vom Donner gerührt, als sie von seinem plötzlichen Tod erfahren hat. Nein, sagt sie seither ständig, das könne sie nicht fassen. Er sei doch noch so jung gewesen. Genau genommen ist Onkel Rudolf an seinem 57. Geburtstag gestorben. Das war vor sechs Tagen.

Wenn ich ehrlich sein soll, sehr traurig bin ich nicht. Ich habe nie viel mit ihm zu tun gehabt, auch wenn er direkt gegenüber gewohnt hat. Er ist mir in unserer Straße natürlich häufig über den Weg gelaufen, aber er ist mir immer seltsam fremd geblieben. Auch meine Eltern und meine Schwester haben nicht so einen engen Kontakt gehabt, wie man vermuten würde, wenn man verwandt ist und auch noch in derselben Straße wohnt.

*Mittwoch, 2. Dezember*

Es schneit immer noch. Wenn das so weitergeht, sagt mein Vater, bekommen wir bald alle frei. Ich habe nicht das Geringste dagegen. Leider muss ich heute doch zur Schule. Wir müssen zu allem Übel eine Mathearbeit schreiben. Da kann ich mich erst mal nicht um den Fall meines Onkels kümmern.

*Donnerstag, 3. Dezember*

Ich habe schlecht geschlafen, denn gestern Nacht hat ein Sturm getobt. Der Wind hat laut ums Haus gepfiffen. So etwas kann ich gut hören, weil mein Zimmer unterm Dach liegt. Es ist unheimlich gewesen, weil ich mit Besuch aus der Geisterwelt gerechnet habe. Ich habe schon öfter davon gelesen, dass Menschen, die unter mysteriösen Umständen zu Tode kommen, als Untote zurückkehren, weil sie keine Ruhe finden.

Um mich abzulenken, habe ich an etwas Erfreulicheres gedacht. Wie oft bin ich im Sommer noch von unserer Baumgabel ins kühle Nass gesprungen und direkt neben Frederick und Sonny gelandet, um sie gleich darauf zu einem Wettschwimmen aufzufordern. Natürlich ist das Baden, wie es sich für eine ordentliche Stadt gehört, nicht im See erlaubt.

Wir schwimmen oft zu unserem Steg herüber und liegen auf den Holzplanken in der Sonne. Dann beobachten wir die Ruderer oder Kanufahrer, wie sie trainieren, oder auch das Mähboot, das die schon überhand nehmenden Pflanzen aus dem See entfernt. Manchmal rudern wir auch selber über den See. Dazu borgen wir uns das Boot von Fredericks Vater. Es liegt nicht weit von dem Steg entfernt, in dessen Nähe sie meinen Onkel gefunden haben.

Ich erinnere mich noch genau an den Abend, der die Freundschaft von Frederick und mir erst so richtig besiegelt hat. Wir haben bereits seit mindestens einer geschlagenen Stunde auf dem Steg gesessen. Ich bin aufgestanden, um mir einen Pullover anzuziehen. Der Mond hat unser Lager nur erhellt, wenn er sich durch eine Wolkenlücke geschoben hat. Deshalb habe ich im Dunkeln gegen die Dosen getreten, die wir schon leer getrunken hatten.

Als das laut gescheppert hat, hat Frederick sofort „Psst!“ gemacht. Er hat direkt zu Anfang behauptet, dass man ganz leise sein muss. Fast regungslos hat er da gesessen und kaum gewagt zu atmen. Aber er hat meiner Meinung nach umsonst Rücksicht auf die empfindlichen Tiere genommen, denn von Aalen fehlte damals jede Spur. Und das, obwohl Frederick Lockbeutel gebastelt und an den Schnüren ins Wasser gehangen hat. Dafür hat er abgeschnittene Nylonstrümpfe mit Würmern gefüllt und mit kleinen Gewichten bestückt. Igitt!

Frederick ist noch zu jung für einen Angelschein, darum angelt er immer mit seinem Vater oder den Freunden seines Vaters als Begleitpersonen, die einen Angelschein besitzen. Aber, wenn sie nicht am See angeln, stört ihn das nicht und er weiß ja auch längst, was er machen muss, wenn er einen Fisch gefangen hat. Im Gegensatz zu mir. An diesem Abend also hat er mich und Sonny überredet, mit an den See zu kommen. Ganz ohne erwachsene Begleitpersonen versteht sich.

Er hat unter der roten Baseballkappe – die Kappe legt er nur in den seltensten Fällen ab, sogar unter der Wintermütze blitzt ihr Schirm hervor – braune Locken und eine Menge Grübchen, wenn er lacht, und kann sehr überzeugend sein. Er

hat also seine Stirn in Falten gezogen und beobachtet konzentriert das Wasser, das sich null bewegt, und Sonny hat sich in eine Wolldecke gewickelt, eine ihrer rotbraunen Haarsträhnen im Mund und liest mit einer Taschenlampe die Bedienungsanleitung ihrer neuen Angel, die sie noch zusammenbauen muss, als Bewegung in die Sache kommt.

Müde schaue ich auf das Wasser und stelle mir vor, dass da unten auf dem Grund des Sees ein Ungeheuer lebt, so in der Art von Loch Ness vielleicht. An meiner Angel tut sich absolut nichts – ich habe meine von Frederick geliehen bekommen. Leider sind im Beyenburger Stausee keinerlei Ungeheuer zu erwarten, denn hier bei uns in der Gegend ist alles ohne große Geheimnisse. Ich denke also betrübt daran, dass ich viel lieber in einer anderen Stadt wohnen würde. In einer echten Großstadt, wo es immer etwas Geheimnisumwittertes und Remmidemmi gibt. Da ist es passiert. Das Glöckchen meiner Angel hat mich aus meinen Gedanken geklingelt und etwas reißt daran.

Frederick und ich springen gleichzeitig auf.

„Worauf wartest du denn?“, hat mich Frederick gedrängt und er drückt mir die Angel ungeduldig in die Hand. Ich kann sie kaum halten, denn das Viech wendet sich extrem hin und her. Frederick brüllt, ich soll schneller kurbeln.

Zu meiner Überraschung hat es wie von selbst geklappt. Ich habe statt eines Ungeheuers tatsächlich an diesem Abend einen Aal gefangen. Mit einem letzten Ruck ziehe ich das Tier ans Ufer. Verblüfft beobachte ich, wie Frederick ein Handtuch nimmt und er damit nach dem Aal greift. Er erklärt mir, dass das Blut des Aals ein Gift enthält, das erst beim Kochen oder

Räuchern neutralisiert wird. Es darf auf gar keinen Fall mit den Augen oder Schleimhäuten in Berührung kommen.

Frederick tötet den Aal mit einem gezielten Schnitt und löst ihn vom Haken. Ich fröstele trotz Pullover. Zu meiner Erleichterung sind wir nach einer Weile aufgebrochen. Sonny's Angel ist nicht mehr zum Einsatz gekommen. Frederick trägt die Beute, die nun in einem Eimer liegt.

Er lädt mich und Sonny zum Aalessen ein. Seine Mutter macht angeblich die beste Spreewaldsauce der ganzen Welt. Das ist eine Berliner Spezialität, das weiß ich von Frederick. Seine Mutter ist wenigstens in Berlin, was eindeutig eine Großstadt ist, aufgewachsen. Was hat sie nur hierher verschlagen? Ich sehe vor meinem inneren Auge wieder den Aal in seinem Kampf auf dem Trockenen und mag ihn mir heute wie damals nicht in Kräutersahnesoße vorstellen.

Aber auch wenn ich die Vorliebe für das Aalangeln nicht mit Frederick teile, so habe ich seit dem nächtlichen Ausflug ganz selbstverständlich dazu gehört. Seitdem haben wir drei uns fast jeden Tag getroffen. Der See ist einer unserer liebsten Plätze. Ich stelle fest, dass ich fast ein wenig wütend auf meinen Onkel bin, denn er hat unseren See auf merkwürdige Weise entzaubert, auch wenn es nicht seine Schuld gewesen ist.

Morgen will ich nach meinem Gitarrenunterricht Tante Mathilda besuchen. Eigentlich gehe ich danach meistens zu Sonny. Sie heißt eigentlich Sonja und wir üben zusammen. Aber ich brenne darauf, mehr Einzelheiten über den Vorfall von Tante Mathilda zu erfahren. Ich weiß nur von meinen Eltern, dass mein Onkel nach dem Geburtstagskaffee noch einmal weggegangen ist – allein. Und nicht mehr zurückgekehrt ist.

*Freitag, 4. Dezember*

Es ist wieder etwas milder geworden. Der Schnee hat sich in Schneeregen verwandelt und die schönen Schneeberge fließen leider langsam als Matsch in die Gullys ab. Als ich bei Tante Mathilda klinge, macht zuerst keiner auf. Dann steckt sie nach einer Weile den Kopf zur Tür heraus und möchte wissen, was ich will. Als sie meine Pralinschachtel sieht, leuchten ihre Augen und sie bittet mich herein.

Leider hat sie Besuch von einem Mann, den ich nicht kenne und ich kann sie nicht mit Fragen löchern. Er ist jünger als Onkel Rudolf. Der Mann scheint ziemlich nett zu sein und Tante Mathilda kocht uns einen Kakao. Was macht die Schule, fragt sie. Das übliche Blabla. Ich bin unkonzentriert und höre nicht richtig zu. Ich mustere den Mann und präge mir zur Übung sein Äußeres ein. Vielleicht treffe ich ja womöglich demnächst den Mörder und muss ihn später in allen Einzelheiten beschreiben können. Ich will gerüstet sein.

Der Mann ist also etwa 1,90 m groß und stämmig. Seine blonden Haare sind schon an vielen Stellen grau meliert, seine blaugrauen Augen blitzen spitzbübisch und passen zum Kinngrübchen und seine Haut ist leicht gebräunt. Ungewöhnlich gebräunt für diese Jahreszeit. Außerdem hat er auffällig große und gepflegte Hände. Er trägt zu Karohemd und Jeans spitze schwarze Schuhe, die blank poliert sind. Meine Mutter hätte vermutlich gesagt, dass er gut aussieht. Viel besser als Onkel Rudolf je ausgesehen hat. Er stellt sich als Herr Urner vor und sagt nicht viel.

Als ich nach Hause komme, fragt mich meine Mutter, wo ich war, und als ich es ihr sage, macht sie ein verdutztes Ge-

sicht. Ich erzähle ihr auch von Herrn Urner. Ach, sagt sie, das hätte sie nicht gedacht, und dass stille Wasser ja doch tief seien. Dann geht sie runter in die Waschküche. Ich habe keinen blassen Schimmer, was sie damit meint.

*Samstag, 5. Dezember*

Die Sonne hat heute den ganzen Tag geschienen und es ist endlich Wochenende! Da kann man so schön ausschlafen und Mama backt meistens. Dann duftet das ganze Haus. Und das fast ausschließlich für mich. Wegen meiner Zöliakie, meiner Glutenunverträglichkeit. Auch dieses Wochenende stellt sie das Brot für die Woche her, das ich zur Schule als Pausenbrot mitnehme. Ich weiß nicht, ob alle Zölis so tolle Mütter haben, die für ihre Kinder glutenfreies Brot backen, statt das dröge im Reformhaus zu kaufen, oder gar für ihre Kinder mit Liebe und besonderem Maismehl Plätzchen herstellen.

Aber heute duftet das ganze Treppenhaus auch noch nach ihren unnachahmlichen Safranbrötchen. Ich könnte sie jeden Tag essen. Sie hat sie für den Nikolaustag gebacken. Ich höre, wie Klara leise aus ihrem Zimmer schleicht. Sie stellt bestimmt ihre Stiefel vor ihre Tür.

Heute besuchen mich Sonny und Frederick. Ich weiß nicht, ob ich ihnen etwas von meinem Onkel erzählen soll. Wahrscheinlich werde ich es erstmal für mich behalten. Aber es könnte schon sein, dass ich es ihnen doch noch erzähle. Auf die beiden kann man sich verlassen und wofür hat man schließlich Freunde?